

25

Jahre efas

Stand und
Perspektiven
Feministischer
Ökonomie
Newsletter
Nr. 28 / Nov '24



Wegbereiter*innen der ökonomischen Geschlechterforschung:

Elisabeth Stiefel im Gespräch
mit Ulrike Knobloch und Josephine Schmidt

Dr. Elisabeth Stiefel (1929) ist Wirtschaftswissenschaftlerin, feministische Ökonomin, Bildungsexpertin und ‚schwäbische Hausfrau‘ (Selbstbezeichnung). Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen in der feministischen Ökonomie, dem Gender Budgeting und der politischen Bildung. Sie begann 1950 Wirtschaftswissenschaften zu studieren, was sie in die USA, nach Paris und Tübingen brachte. Ihre Promotion zum Beitrag Frankreichs zur Wirtschaftskreislauftheorie schloss sie neben ihrer Berufstätigkeit 1958 an der Universität Tübingen ab. Seit über 60 Jahren ist sie in feministischen Netzwerken und Arbeitsgruppen aktiv, u.a. im Kölner Frauenforum sowie in der International Association for Feminist Economics und bei *économieféministe*.

Mehr zu ihrer Person und ihren Veröffentlichungen unter: <https://elisabeth-stiefel.de/>

An einem Dezembernachmittag 2023 empfängt uns Elisabeth Stiefel in Köln-Sürth mit Weihnachtsgebäck zu einem Gespräch über feministische Ökonomie, Überlegungen zum Haushaltsbegriff und der Vernetzung zwischen verschiedenen feministischen Generationen.

Josephine: *Mit welchen Herausforderungen warst du in deinem akademischen und beruflichen Werdegang konfrontiert?*

Elisabeth: Ich war 20 Jahre Referentin beim Volkshochschulverband und zuständig für Angelegenheiten verschiedener Referate und Fachbereiche. Das war das beste Training, um zu sehen, wie die Dinge zusammenhängen. In den 70er und 80er Jahren gab es zum Beispiel eine große Diskussion, ob Eltern- und

Familienbildung politische Bildung ist. Meine Stelle wurde nämlich von der Landeszentrale für politische Bildung bezahlt. Wenn man beschließen hätte: das hat damit nichts zu tun, dann wäre meine Stelle gestrichen worden. Auf diese

Weise war ich schon immer mittendrin in den Kämpfen der feministischen Ökonomie. Die Männer haben gedacht: die Volkshochschule ist die Einrichtung, wo Frauen Makramee machen und die mittlere Reife nachholen. Die Fachbereiche Hauswirtschaft und Gesundheitsbildung, und da habe ich noch nicht mal protestiert, hat man immer dünner gemacht. Aber dass das Thema Frauen und Familie nicht mehr unter politische Bildung fallen sollte, war natürlich zutiefst politisch.



Josephine: *Wie bist du dazu gekommen, dich mit Fragen der feministischen Ökonomie zu beschäftigen?*

Elisabeth: Ich kam zur feministischen Ökonomie zu einem Zeitpunkt, wo davon überhaupt nichts sichtbar war. Meine Schullaufbahn fiel in den Krieg.

1949 habe ich Abitur gemacht, und für mich war selbstverständlich, dass ich studieren würde. Nur was war nicht klar. Ich habe dann Ökonomie studiert, weil ich dafür ein Stipendium in die USA bekam. Als ich fertig war, habe ich mich gefragt:

Kommst du denn in der ökonomischen Wissenschaft auch vor? Das war meine Einstiegsfrage. An der Fakultät in Tübingen gab es kaum eine Frau, und als Absolventin hatte man wenig Chancen auf eine qualifizierte Anstellung. Ich kriegte schließlich eine Sachbearbeiterinnenstelle in einem metallverarbeitenden Betrieb. In der Gehaltsliste firmierte ich als Kontoristin und lernte nachträglich Steno und Maschineschreiben. Das hat mich motiviert, dass ich in diesem Fach, in dem ich gar nicht vorkam, auf jeden Fall auch noch eine Promotion anhängen wollte! Die habe ich nebenher gestrickt, da ging das los mit der feministischen Ökonomie. Mit einem veränderten Blick auf die Dinge. Der kam dadurch, dass ich wahrgenommen habe, dass nicht meine Qualifikation, sondern mein Geschlecht zählte. Eine Erfahrung von damals aus den 50er Jahren ist mir unvergesslich. Ich wurde eingeladen in einen Betrieb für eine Stelle als Direktionsassistentin. Der Mann hatte mich schon fast eingestellt, aber dann hat er mich gefragt: Wollen Sie denn Kinder? Und da strahlte ich und sagte: Ja, selbstverständlich! Dann hat er mich sogleich nicht mehr gewollt. Ich würde sagen, ich habe angefangen mit Mitte 20 über eine andere Ökonomie nachzudenken. Was schwierig war, weil im aufblühenden deutschen Wirtschaftswunder eigentlich sonst niemand etwas Derartiges im Kopf hatte.

Ulrike: Aber die frühen Ökonominen doch schon! Charlotte Perkins Gilman hat zum Beispiel 1898 das Buch „Women and Economics“ publiziert. Harriet Taylor Mill hat im 19. Jahrhundert schon dazu geschrieben...

Elisabeth: Ja das stimmt. Das habe ich mir dann später so neben meinem Beruf erarbeitet. Aber zuerst mal war ich eine junge Hausfrau und Mutter mit zwei kleinen Kindern. In dieser Phase habe ich mir immer wieder Familien-Auszeit organisiert und bin in die Bibliothek gegangen für ein paar Stunden, da habe ich dann solche Sachen gelesen. Charlotte Perkins Gilman habe ich zwar gelesen, aber ich konnte es nicht einord-

nen. Das braucht ja einen Hintergrund. Damals gab es immer noch heftige Widerstände, es hieß: wenn du heiraten willst, darfst du nicht berufstätig sein und musst dich mit einer Ausbildung für einen „Frauenberuf“ wie beispielsweise Lehrerin begnügen. Ich war ahnungslos und hab gedacht, ich kann werden was ich will und habe dann mühselig gelernt, dass das nicht akzeptiert war. Die Zeiten sind heutzutage günstiger als früher. Aber in der männlichen Ökonomie wird immer noch von einer Frauenrolle ausgegangen, die Kinder und Haushalt nebenbei macht. Das, was ich studiert habe, ging nicht mit meiner Lebenspraxis zusammen.

Josephine: Hast du ein Herzensprojekt oder Lebensthema, das dich über einen längeren Zeitraum begleitet hat?

Elisabeth: Das, was als Ökonomie verhandelt wird, ist das grundsätzliche Problem, warum Gleichstellung scheitert. Ich bin über die Bildung tief hineingegangen in die feministische Ökonomie. Man sollte nicht über Frauen und Männer sprechen, sondern das Thema Gleichstellung exemplifizieren mit dem Thema Arbeit. Was bedeutet zum Beispiel Qualifikation für eine funktionierende Gesellschaft, die nicht nur auf Wachstum und Güterproduktion ausgelegt ist? Das wäre mein großes Forschungsanliegen. Man braucht eben nicht nur Konsum ...

Ein grundsätzliches Problem ist, dass die Austerity-Strategien und die Sparhaushalte immer auf die Care-Arbeit zurückgreifen. Wenn wir sparen müssen, wo sparen wir? Die Industrie hat die große Lobby und den internationalen Wettbewerb. Die Care-Ökonomie hat die kleine Lobby und wenn da gespart wird, entstehen unter Umständen viel größere Schäden. Elisabeth Klatzer und Alexandra Geese haben eine interessante Studie hervorgebracht, die zeigt, dass eine Ausbreitung des Care-Bereichs viel mehr Arbeitsplätze schafft mit dem gleichen Geld und dass die Abkehr vom Konsum auch nachhaltiger wäre.

Solche Überlegungen begeistern mich!

Ulrike: Der Markt alleine ist ja nicht überlebensfähig und wir müssen erstmal verstehen, was der Markt alles voraussetzt. Der Familienhaushalt in der Industriegesellschaft besteht ja immer schon unter Marktbedingungen, und er ist immer auch patriarchal und kapitalistisch geprägt. Du kannst ihn aus dem System nicht raushalten und das System auch nicht ohne ihn denken.

Elisabeth: Care-Arbeit ist zeitintensiv. Da sind wir bei der Kommodifizierungsdiskussion angelangt. Wenn man sagt, das lässt sich nicht in den Markt einbeziehen, es muss aber sichergestellt werden, dass die Menschen trotzdem von etwas leben können. Und da denke ich, eine allgemeine Arbeitszeitverkürzung, die von einzelnen Personen und nicht vom Ernährerhaushalt ausgeht, könnte mehr Freizeit und Zeit für Care-Arbeit ermöglichen. Das wird ja wieder diskutiert und war früher schon Thema.

Ulrike: Es fehlt einfach ein tieferes Verständnis von dieser haushaltsbasierten Marktwirtschaft. Man kann sich eigentlich eine Marktwirtschaft gar nicht ohne den privaten Haushalt vorstellen. Das machen zwar alle, ist aber eigentlich Unsinn. Du brauchst Haushalte, auch wenn alles kommodifiziert wird, muss Care-Arbeit ja geleistet werden. Insofern kannst du dir den Markt nicht ohne einen Haushalt als Basiseinheit vorstellen, der aber heute immer mehr kapitalistisch geprägt ist. Oder du bist in der Subsistenz unterwegs.

Elisabeth: Aber dieser Haushalt muss auf die Personen zugeschnitten sein, die darin leben. Das Schlimme ist ja, dass wir immer noch denselben Haushaltsbegriff haben, der zugeschnitten ist auf einen Güterproduzenten als Hauptverdiener unabhängig von der Realität.

Ulrike: Es braucht einen Begriff, der die ganze Vielfalt der Haushalte umfasst, genauso wie auch Organisationen und Unternehmen ein buntes Sammelsurium sind. Man muss schauen, was sich darunter verbirgt: ein Alleinerziehen-

den-Haushalt oder ein Single-Haushalt, eine WG oder ein Paar-Haushalt. Nancy Fraser trifft die Problematik gut mit dem Begriff „kannibalischer Kapitalismus“. Ein Kapitalismus, der sich selber auffrisst und die Grundlagen ignoriert, auf denen das ganze System basiert. Das hat Fred Hirsch schon in den 70er Jahren geschrieben. Es ist nicht so wahnsinnig originell, aber man muss es trotzdem immer wieder sagen: Wir müssen diese Basis anschauen. Worauf basiert ein Marktsystem? Dann bist du mit deinem Haushaltsthema ganz weit vorne.

Josephine: *Du engagierst dich seit vielen Jahren in den verschiedensten internationalen feministischen Netzwerken. Hast du einen Rat an efas?*

Elisabeth: Was ich als Anliegen benennen würde: Ich war in vielen ökosozialen Netzwerken - und bin inzwischen auch Mitglied bei efas. Sie haben alle an der Geschlechterfrage gestrickt. Aber in den Netzwerken der achtziger Jahre waren oft keine Ökonominen! Besonders beim Thema Nachhaltigkeit fehlte mir oft der Bezug zu den ökonomischen Grundlagen unserer Wirtschaftsweise. Ich hatte manchmal das Gefühl, dass viel diskutiert, aber politisch nicht breit genug zugepackt wurde.

Der Hausfrauenbund oder die Mütterzentren zum Beispiel waren damals mittendrin in diesen Themen - aber keine Ökonominen. Von ihren Mitgliedern konnte man Aussagen über diese theoretischen, ökonomischen Grundtatsbestände nicht erwarten, denn wo sollten sie sie herhaben? Und es ist nicht so, dass ich sage, bestimmte Überlegungen fehlen grundsätzlich in der feministischen Ökonomie. Diese theoretischen Überlegungen müssen greifbar sein, um in den Netzwerken, die sich in der Praxis damit befassen, auch aus- und angesprochen werden zu können.

Josephine: *Welche Brücken müssen wir*

.....
schlagen?

Elisabeth: Viele Brücken. Diese Interviewanfrage hat mich schleudern lassen, weil ich mich nie als klassische Ökonomin gesehen habe. Ich sage von mir, ich bin eine Streunerin gewesen. Immer mal da und mal da, gucken... Was mein Anliegen wäre, ist tatsächlich die Vernetzung, und zwar sowohl Theorie und Praxis. Aber das packt nicht genau das, was ich meine, weil die Praxis und die Theorie unter Umständen nicht aufeinander liegen. Inzwischen empfinde ich die Care-Debatte ähnlich verwässert wie das Thema Nachhaltigkeit. Ich denke, da wäre noch viel hervorbringen, es gibt ja immer mehr Netzwerke zu Sorgearbeit...

Ulrike: Ich finde, wir müssen das Rad nicht immer neu erfinden, sondern eigentlich die vielen Dinge, die es schon gibt, aber zu wenig gehört werden, miteinander vernetzen und die Kräfte bündeln. Wir sollten uns darauf konzentrieren, was schon geleistet ist und die Hauptaufgabe darin erkennen, dass die vorhandenen Organisationen und Netzwerke wirklich miteinander ins Gespräch gebracht werden. Sonst werden wir noch das ganze nächste Jahrhundert damit verbringen, neue Netzwerke zu gründen, die immer wieder von vorne anfangen.

Elisabeth: Und das genau sehe ich auch als Auftrag an unsere drei Generationen: Vernetzung! Damit die Sachen, die ich noch miterlebt habe und von denen die jungen Frauen noch nicht gehört haben, miteinander in den Dialog kommen.

Ulrike: Ich glaube, da sind dann nämlich auch Sprünge oder Unterschiede festzustellen. Du, Elisabeth, bist durch diese Generation geprägt, wo die Kategorie Frau als Frau überhaupt erst ins ökonomische Denken hineingenommen werden musste. Da habe ich eigentlich auch noch angefangen, aber denke mittlerweile sehr viel breiter. Und die junge Generation fängt nochmal woanders an, nämlich nicht mehr in dieser Dualität. Gerade die Kategorien Geschlecht, Intersektio-

nalität oder Postkolonialismus, auch Posthumanismus, werden mittlerweile als selbstverständlich mitzudenken gesetzt. Ich glaube, das ist tatsächlich ein Unterschied in den Generationen. Der Dualismus Mann – Frau, so unhaltbar er ist, bleibt immer noch Ausgangspunkt, aber eben sehr viel dekonstruktivistischer. Ich glaube die Themen und was zu tun ist, sind dann durchaus wieder ähnlicher.

Josephine: *Du, Elisabeth, hattest gerade gesagt, die Care-Debatte ist verwässert und du, Ulrike, hast gesagt, wir müssen Verknüpfungen herstellen. Wie könnte das aussehen?*

Ulrike: Eine feministische Zukunft zu fordern, bedeutet dezidiert anzuerkennen, dass es in Bezug auf zukunftsfähiges Wirtschaften in einer Postwachstumsgesellschaft keine feministischen Forderungen ohne globale Umweltgerechtigkeit, aber eben auch keine Umwelt- und Wirtschaftspolitiken ohne kritische Feminismen geben kann.

Elisabeth: Zu Berufszeiten wollte ich damals eine große Tagung machen für die Mitarbeiter der Volkshochschulen zum Thema Sozialpolitik für Frauen. Und da hatte ich Verbindungen geknüpft zur Hausfrauengewerkschaft. Damals gab es ja auf der linken Seite die Lohn-für-Hausarbeit-Frauen und auf der rechten Seite gab es die Forderung für ein Hausfrauengehalt. Die Tagung ist dann nicht zustande gekommen, weil die pädagogischen Mitarbeiter nicht kamen. Ich bin aber Bezieherin des Informationsblattes der ehemaligen Hausfrauengewerkschaft geblieben, die sich inzwischen Verband Familienarbeit nennt. Das wäre ein interessantes Feld für die feministische Ökonomie, diese Dinge ineinander zu sehen und zu erörtern. Ich war immer der Ansicht und bin es noch: die Institution Hausfrau in ihrer Abhängigkeit von einer Ehe darf es nicht geben! Da ist das Instrumentarium der Gewerkschaften gefragt: zum Beispiel über Arbeitszeitverkürzung. Da tut sich viel zu wenig. Ich kann mir vorstellen, wie schwierig das für junge Leute

ist. Du siehst zwar, wo die Dinge nicht laufen, aber du hast keinen Hebel in der Hand. Momentan ist Wirtschaften eigentlich gleichbedeutend mit Produzieren und die nicht produktive Arbeit kommt immer mehr ins Hintertreffen. Das Leben ist durchzogen von diesen falschen Strukturen. Da hast du wenig Handhabe und das ist hart. Ich bin traurig, dass ich so alt bin, weil mich diese

Themen immer noch unheimlich interessieren. Und es gibt auch viele Dinge, die sich bessern! Früher habe ich immer gesagt: „Aussehen will ich wie ein bunter Vogel“. Es war für mich immer eine Anfechtung, wenn ich auf Sitzungen aussehen musste wie eine ernsthafte Ökonomin. Das ist zum Glück nicht mehr so streng!

Prof. Dr. Ulrike Knobloch ist Professorin für Ökonomie und Gender an der Universität Vechta. Sie ist Mitbegründerin des Netzwerks Vorsorgendes Wirtschaften und Mitglied des wissenschaftlichen Ausschuss von *efas*.

Josephine Schmidt koordiniert die *efas*-Geschäftsstelle an der HTW Berlin. Sie promoviert in Soziologie an der TU-Berlin und dem Institut Catholique de Paris. In ihrer Promotion forscht sie zu Care als politischem Prinzip in solidarischen Ökonomien.

Impressum

Herausgeberinnen und Redaktion: Prof. em. Dr. Friederike Maier und Dr. Sünne Andresen

Gestaltung & Satz: Stefanie Baierl

Anschrift der Redaktion: Geschäftsstelle efas, HTW Berlin, Treskowallee 8, 10318 Berlin

Kontakt: Telefon: 030 - 5019 3327, **E-Mail:** efas-netzwerk@htw-berlin.de

Homepage: <http://efas.htw-berlin.de>

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Zeichnungen übernimmt die Redaktion keine Haftung. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeberinnen oder der Redaktion wieder.

Die Geschäftsstelle wird u. a. durch das **Berliner Programm zur Förderung der Chancengleichheit für Frauen in Forschung und Lehre** (BCP) gefördert.